

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 15 (1925)  
**Heft:** 37

**Artikel:** J.C. Heer  
**Autor:** Erny, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645995>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

frühzeitig singen zu lehren. Mit seinen kleinen Volksschülern gab er Aufführungen, die die Aufmerksamkeit von Musikfreunden im nahen Zürich erregten. Man verschaffte ihm ein staatliches Stipendium, damit er sich in Deutschland in der Musik weiter ausbilden könne. Sicher in Tübingen, der Meister des Volksliedes, wurde sein erster Lehrer. Noch günstiger wirkte ein Aufenthalt bei Musikdirektor Frech am Seminar Ehlingen. Hier trat er in Publikationen gegen den schlechten Gesangunterricht in der Schule auf und wurde vom Ministerium mit einem Gutachten über ein neu einzuführendes Gesanglehrmittel beauftragt. Den in Deutschland damals üblichen einstimmigen Kirchengesang suchte er, allerdings ohne Erfolg, durch den mehrstimmigen nach schweizerischem Brauch zu ersetzen. Er veröffentlichte Grundzüge für den ersten Gesangunterricht und gab 43 Lieder für diesen heraus, die in kurzer Zeit in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft waren. Ueber seine Tätigkeit führte er gewissenhaft Tagebuch und berichtete ausführlich nach Zürich. Trotzdem wurde sein Gesuch um Verlängerung des Stipendiums 1840 abschlägig beschieden und er mußte in die Schweiz zurückkehren. In Zürich war aber infolge der Septemberrevolution 1839 seines Bleibens nicht. Er fand zunächst eine Anstellung als Gesanglehrer im Erziehungsinstitut Rauscher in Wangen a. A. Damit begann seine Tätigkeit im Kanton Bern. Er verließ den Kanton bis zu seinem Lebensende nicht mehr. In Wangen lernte ihn der damalige Direktor des Lehrerseminars in Münchenbuchsee kennen, Seminardirektor Rikli. Er berief den jungen, tüchtigen Musiker als Gesanglehrer nach Münchenbuchsee ans Lehrerseminar. Am 19. April 1842 begann er seine Tätigkeit in Münchenbuchsee, hatte damit das schönste Feld für seine initiativische Tätigkeit gefunden. Mit tüchtigem Wissen und Können ausgerüstet, voll Freude und Eifer, nahm er seine Arbeiten auf. Ein Schüler schrieb über seine Arbeit: „Seine Schüler wußte er zu fesseln, für die edle Sache zu begeistern durch die Gründlichkeit und Klarheit seines Vortrages; und durch den umfangreichen Gesangstoff, in den er sie nach und nach einführte, wußte er ihr Wissen und Können in richtigen Einklang zu bringen...“ Auf seine schöpferische Tätigkeit wirkte namentlich sein intimer Freund und späterer Seminardirektor Grunholzer, ein geistreicher, talentvoller Mann, ein. Zu dessen Versen komponierte er eine prächtige Weihnachtskantate, gab in den vierziger Jahren auch sein weiland sehr berühmtes vierbändiges Werk über die Gesangslehre heraus. Gleichzeitig erteilte er den Gesangunterricht am Lehrerinnenseminar in Hindelbank. Zu Fuß ging er jeweilen von Münchenbuchsee nach Hindelbank und zurück, oft des Nachts. Von 1848 an war er Direktor des bernischen Kantonalgesangsvereins und wirkte in Wort und Schrift für dessen Entwicklung.

1852 trat im Kanton Bern der politische Umschwung ein, dem Seminardirektor Grunholzer weichen mußte. Unter den Lehrern, die ihre Entlassung erhielten, befand sich auch Weber. Das schmerzte ihn tief. Die musikalische Tätigkeit hemmte es allerdings nicht. Er wandte sich nach Bern und gründete hier eine Musikschule. Daneben brachte ihm eine neue Klavierhandlung nicht unwichtigen Erwerb. Er dirigierte die „Bernier Liedertafel“, nach deren Trennung in zwei Vereine den „Frohstimm“. Ueber seine Musikschule schrieb er an einen Freund: „Meine Musikschule geht ihren guten Gang, zufrieden bin ich aber mit meiner vollen Leistung nicht. Ich bin immer von dem Gedanken beseelt, die Schüler sollten nicht bloß reproduktiv gebildet werden; alles, was sie erhalten, alle Musikstücke, die sie lernen, sollen sogleich im Leben verwendbar sein. Ein Choral, ein Tanz, ein Lied singen und begleiten, das sollte von Stufe zu Stufe immer da sein, sodaß sie für alle Lebensverhältnisse, Stimmungen u. immer gerüstet wären; so würde das produktive Vermögen auch gestärkt. Alle Musikstücke sollen dem Geist des Schülers angemessen sein. Von dieser Lehrmethode bin ich noch ziemlich entfernt, doch rückt's immer näher.“

Im Jahre 1860 wurde Johann Rudolf Weber wieder zum Gesangs- und Musiklehrer in Münchenbuchsee am Lehrerseminar gewählt, ohne in der Folge seinen Berner Wohnort aufgeben zu müssen. Im gleichen Jahr wurde er Ehrenmitglied des eidgenössischen Sängerbundes, Mitglied des Zentral- und Musikkomitees, sowie des Kampfgerichts. Waffner wirkte er für ein gesundes, reges Sängereleben, wurde bald hierhin, bald dorthin als Leiter von Kursen berufen, überall seine Schüler begeisternd. Diese Wirksamkeit trug ihm den Ehrentitel „Sängervater“ ein, den er mit Ignaz Heim teilt. Von 1860—1872 wirkte er an allen eidgenössischen und kantonalen Musikfesten als Kampfrichter mit, oft als Präsident des Kampfgerichts. 1861 gründete er das schweizerische Sängerbuch, das zu einem Sprechsaal für das Sängereleben der Schweiz und des Kantons Bern wurde. Zu seinem 1848 mit Grunholzer bearbeiteten Schulgesangbuch samt Gesanglehre trat 1865 sein Heft „Lieder und Übungen“, das binnen kurzem in 20,000 Exemplaren verbreitet war. In diese Zeit fällt auch die Bearbeitung der obligatorischen Gesanglehrmittel für die bernische Volksschule, die sich in wenigen Jahren mit einigen Abänderungen auch in den Kantonen Zürich, St. Gallen, Appenzell, Argau, Solothurn, Thurgau und Schaffhausen einbürgerten. Im letzten Lebensjahre begann er noch mit der Bearbeitung eines Schulbuchs für die Singschulen der französischen Schweiz. In den siebziger Jahren erteilte er auch den Gesangunterricht an der Einwohnermädchenschule in Bern und wirkte für die Verbesserung des Kirchengesangs und des Kirchengesangbuches.

Viel Freude erlebte er an seinen Kindern. Gustav Weber hatte die musikalischen Talente seines Vaters geerbt. Er ging noch nicht in die Schule, als er die schwierigsten Akkorde zu treffen wußte. Als elfjähriger Knabe komponierte er in mozartischem Stile eine Sonate. Er wurde später ein geschätzter Musikdirektor und Komponist in Zürich.

Im Frühjahr 1875 wurde Johann Rudolf Weber leidend. Dem eidgenössischen Sängerfest konnte er nicht mehr beiwohnen. Er suchte Erholung in der Kaltwasserheilanstalt Brestenberg, dann auf dem Beatenberg. Hier ereilte ihn am 22. September 1875 der Tod. Die Berner bereiteten ihrem Sängervater ein ergreifendes Leidenbegängnis. Seine sterbliche Hülle wurde auf dem Rosengarten zu Bern beigelegt. Seminardirektor Rüegg zeichnete das Lebensbild seines Freundes und die Seminaristen von Hofwil sangen die Lieder „Stumm schläft der Sänger“ und „Es lebt in jeder Schweizerbrust“. Realschuldirektor Lüscher legte als Präsident der Berner Liedertafel einen Lorbeerkranz auf das Grab des einstigen Mitbegründers des Vereins, vorübergehenden Direktors und langjährigen Ehrenmitgliedes.

Fünzig Jahre sind seit dem Tode des Sängervaters ins Meer der Vergangenheit gestiegen. In Sängerkreisen aber spricht man immer noch mit der größten Ehrfurcht von dem gediegenen Manne und seinen Verdiensten um den Volksgesang. F. Vogt.

### J. C. Heer,

der Dichter des „König der Bernina“ gestorben.

Am 20. August ist in Zürich, im Alter von 66 Jahren, der bekannte Schweizer Dichter J. C. Heer gestorben.

Mit J. C. Heer geht der Schweizer Schriftsteller zu Grabe, der die Eroberung des deutschen Leserkreises für die schweizerische Romanliteratur, die Gottfried Keller in engeren Kreise begonnen hat, weiter vollendete. J. C. Heer wurde im Jahre 1859 in Töb bei Winterthur als Sohn eines einfachen Handwerkers geboren, besuchte die Mittels- und Hochschulen und wandte sich hierauf dem Lehrerberufe zu. Mit einem frisch und anschaulich geschriebenen Reisetagebuch: „Ferien an der Adria“, trat er zum erstenmal als Schriftsteller an die Öffentlichkeit.

Rasch folgte dann Buch auf Buch. Hatte schon der Roman „An heiligen Wassern“ einen ungewöhnlichen Erfolg (er brachte es auf eine Auflage von 200,000 Exemplaren), so fand der zweite, große Wurf „Der König der Bernina“ eine noch weit größere Lesergemeinde. Auf dem Büchertisch erschien von Jahr zu Jahr ein neuer Heer-Roman: „Felix Rotvest“, dann „Soggefi“, hierauf der „Bilder vom Bodensee“, „Da träumen sie von Lieb und Glüd“, „Der Wetterwart“, „Laubgewind“, „Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß“, „Was die Schwalbe sang“, „Heinrichs Romfahrt“ und „Nid Tappoli“.

Seit einigen Jahren ist es um J. C. Heer sehr still geworden. Der unselige Weltkrieg hatte ihn nicht mit schlimmen Schlägen verschont. Durch die schweren Inflationszeiten, da die deutsche Mark zu wertlosen Papierscheinen herabgesunken, wurde Heer, der alle seine Bücher bei deutschen Verlagsanstalten untergebracht hatte, um sein ganzes Vermögen gebracht. Schon früher in jungen Jahren hat Heer einmal versucht, in norddeutschen Landen sesshaft zu werden. Es ist ihm nicht gelungen, zu sehr war er an die Scholle seiner Heimat gefesselt. Nun mußte er auf seine alten Tage noch einmal den Wanderstab ergreifen. Aber Herzweh und Heimatssehnsucht trieben ihn wieder zurück. Er erfuhr die Vergänglichkeit der Treue der großen Welt und war ein Fremdling unter den fremden Menschen. Der Schriftsteller, der Millionenaufgaben sah und auf ein glanzvolles Leben voll Ruhm und Freude zurückblicken konnte, war einsam und atmete auf, als ihm die liebe Heimat für die letzten Jahre ein Asyl bieten konnte.

Die Besetzung in Zürich war eine stille, aber dankbare Ehrung an den Dichter, der so vielen Menschen mit seinen herrlichen Büchern Erbauung und Besinnung bot. Das Schweizervolk aber wird ihn nie vergessen und seine Bücher fortleben lassen in dankbaren Herzen.

Wie Heer zum Dichter wurde, hat er selbst einmal in anschaulicher Weise geschildert. Schon als Knabe hatte er sich in seiner stillen Dorfheimat vorgenommen, einmal ein Geschichtensreiber zu werden. Aber drei lange Jahrzehnte gingen dahin, bevor die langgestaute Flut seiner Erfahrungen und Erlebnisse zum Durchbruch kam und sich in einem Kunstwerk offenbarte.

Die erste Anregung zu diesem Erstlingswerk erhielt er bei einem Ausflug, den er als 19-jähriger mit andern Seminaristen zusammen machte, mit denen er das Lehrerseminar zu Rüschnacht am Zürichsee besuchte. Zum erstenmal ging es ins Hochgebirge, das den Sohn der stillen Täler bisher nur von Ferne begrüßt. „Das war ein Fest wie junge Liebe!“ erzählt er. „Durch die frischfrohen Voralpenlandschaften des Simmen- und Saamentals ging der Marsch fernem sonnigen Firnen entgegen, jeder freundliche Gruß wurde mit einem Wanderlied erwidert, die Hüte schmückten sich mit Alpenprimel und Männertreu. Dann standen wir bei dem verwitterten großen Holzkreuz auf dem Sanetschpaß. In webenden Sonnenduft eingetaucht, lag zu unsern Füßen das alte Land Wallis wie der Traum eines Malers, die Stadt Sitten mit Burg- und Kirchenhügel erschien wie eine Fata morgana des Südens, die Rhone zog wie eine silber-schuppige Schlange durch die Gründe, darum her flammte eine strahlende Bergwelt, Haupt an Haupt, Krone an Krone, und hinter dem Felszahn des Matterhorns leuchtete der tiefblaue Himmel Italiens. Durch die schweigende Ruhe des Hochgebirges ging unvermittelt ein Donnerhall, Lärwinen redeten mit gewaltigen Tönen, und von der Größe der Stimmung erregt, lösten wir uns, einer meiner Freunde und ich, in jugendlichem Vorwärtsdrang aus der Schar der Uebrigen. Wir suchten als Vortrupp auf eigene Faust durch den stillen Jubel des Hochgebirgsfrühlings über Hochweiden, durch Bergwälder, die wie unbetretene Dome grauer Vorzeit standen, den Weg ins tiefe Tal, in die Schluchtwildnis der Morge. Da rasten wir auf dem steinernen, starkverwitterten Brückenbogen des Pont neuf. In verlorenen

Gründen stäubten die Wasser, in ihrem Luftzug schwannten die Nester der uralten Alpentannen, der Arven und Ahorne,



J. C. Heer.

darüber ragen zerrissene Felsenzähne dunkel und todestaunig und staunen auf eine Marienkapelle, auf ein sonnenumflutetes liebliches Idyll an jäher Bergwand jenseits der Brücke hernieder.“

In dieser wunderbaren Landschaft erhält nun Heer die erste Kunde von den „Heiligen Wassern“, die hier in uralten Leitungen herniederströmen und mit Lebensgefahr ausgebeßert werden müssen. Als einsamer Schullehrer auf entlegenem Dorf und als Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung“ hatte er durch zwei Jahrzehnte so viel mit dem Leben und dem Tage zu kämpfen, daß er nicht zur Sammlung kam. Wohl aber zogen ihn die seltsamen Wasserleitungen des Wallis, die zauberischen Sagen und die eigenartig verschlossenen Menschen immer mehr an, und auf häufigen Wanderungen lernte er sie kennen. Endlich kam auch die Stunde, da er zum Dichter wurde. Er hatte über das Walliser Land und Volk einen Vortrag im Rheinland gehalten und fuhr nun an einem duftigen Spätherbsttag den Rhein herunter, umweht von der romantischen Stimmung der Burgen und Felsen. Da stieg ihm plötzlich das von Firnen überleuchtete Bergtal des Jugenderlebnisses auf, und klar sah er die Gestalten vor sich, die er zu Trägern seiner Dichtung machen wollte. „In jähem Gestaltungsdrang unterbrach ich meine Reise, warf mich vom Dampfboot auf den Zug, rastete heimwärts und schrieb, alles übrige beiseitelegend, in wunderbar erhöhtem Lebensgefühl, das die Feder Tag und Nacht laufen ließ, während sieben Wochen den Roman, der schon meine Jugendtage bewegt hatte, von Anfang bis zu Ende. Nur unter äußerem Kampfe gelangte der Journalist zur Anerkennung als Schriftsteller. Als das Wert zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschien, flogen die anonymen Briefe, die zurückgesandten Zeitungsexemplare mit spöttischen Bemerkungen stoßweise auf das Pult des Feuilletonredaktors. Die gesamte Redaktion atmete auf, als das Unheil vorüber war. Dem Buch ging es zum

Glück besser, es machte seinen Weg. Ich bin über dem Werke Schriftsteller geworden; es und der „König der Bernina“, der ihm folgte, gaben mir die Freiheit der literarischen Betätigung.“  
Karl Erny, Zürich.

### ... klingt ein ...

(Simmentalerdeutsch.)

„Allee Bueb, häb uf“, het d'Mueter am Meisunntig 185.. zue m'r grüest, „gshou, d'Sunna schticht scho hoi am Himmel.“ I b'finne mi no guet, wie si mi an d'r Arle gschüttele het u d'rgliche ta, wie si tüber we, wäder en alte Hurnuß. Is zwü drü bin i blutte bim Tisch ene i-mene Züberli lewem Wasser gschtande, schlafgschturne, mit zembachete-n-Uge, das i schtergar nüt gseh ha u nit gwüßt, wa-n-i igetli o bi u d'rue pläret, nit grad schön. Zeh, wa-n-i alte bi, b'finne-n-i mi no e so guet a das Vorkommnis, das mi duecht, es sygi blos es par Monet. Item, di Wäschete isch verby ggangete trotz d'r ruhe Gewandbüschte u de Brätsche uf mis chlyne magere Sicheläderli. D Herr-jeh, wie hets mi gschnadelet, wie-n-es aschbigs Lubblatt. D's Abtröckne isch o nit sydig gsh, wie hättis o sölle, mu het denzumal d'Lingsche no selber gmacht, va rnschtigem oder chuderigem Garn mit oder ohni Brächdinglesäge drind. D'Mueter het ne feschet zoge, da Abtröcknhudel, va z'o-brücht bis zunderischt, i-n-alle Chehre-n-u Egge umha. Aber gwöhlet hets m'r derby. Es isch m'r e so warm dür e Lvb ggange, i wis nit wie u bi über u-n-uber füürzüntrote gsh u süsch numme-n-e so äschgrau. D'Schlafgschturni het mit nüt meh plaget, di zembachete-n Uge ha-n-i chenne uftue u d'Sunna gugge, u blutte uf'm Tisch obe z'schtah, het m'r nüt gmacht, blüttele hätti no lenger möge. Aber du chunt d'r Att zue m'r mit d'r Schaffheri u sit: „Häb di schtill Bueb, i wil d'r d's Haar grad e chli abhoue.“ Das ha-n-i gätn ghört. „Ah, e wettige Haarhüwel! Haar het'r wie Süwburcht“, sit d'r Att zu d'r Mueter.

Währet dem Schäre het d'Mueter hinder m'r geng öppis gha z'nusche, bal obe-n-n im Schaft, bal unne-n-n u bal im Fadeschörbli. Wa-n-i mi geng ha welle undreie u gwundere, was da hinder m'r gangi, brummet d'r Att e so halblut, aber rez: „Los Bueb, häb di jeh de schtill, süsch....“

Boß Chrieg, d's Atte Schtimm het i d'r Hushaltig gwürkt. Endli isch d'r Gwafför fertig worde. Aher wüschit dä Huufe Haar zeme u lachet: „So, das git e Wedele fur im Winter.“

Druf hi nimmt mi d'Mueter umi i d'Hand u lüht m'r es nagelnüws Hemli a, es schöns Hemli säge-n-i, es schnee-wyßes, i ha no nie es fettigs anne gha, u-n es het m'r paßt, wie agosse, am Halsbendel es goldgälbs Hästli u-n-es Ringli, wie a d's Grobhatte Hemlene, u-n-es isch m'r ggange bis under Chnöu. „Mueter, wär het das Hemli gmacht?“ „I säges nit. Sit ahe, i will d'r Schtrümpf alege.“

E d'r tuffig, wyß Schtrümpf! u sy grad äbe rächt zu myne dünne Schichlene! „Gäll Mueter, d'Gotte Süsi het si glismet?“

„Aha, schtand uf!“ U dermit nimmt si hinder m'r es Baar prächtigi halblinigi Hösleni, het si vur m'r uf u fragt: „Wösch du di oder soll i si d's Handhüttis Bueb ggee?“

„Ni ni, i wott si, leg m'r schi a! Ah, das sy schön Hosi! Wa hesh di Hofetregger ghuft?“ Wie di Große 's es o mache, gryfe-n-i i d'Hofesed, aber uha! Uf d'r lingge Syte isch e line. „Das macht nüt“, sit d'r Att, „we de große bisch, chasch de zwe Set ha.“ I bi i de Hofe uf'm Tisch umhagschprunge, wie-n-es Gizzi u hätti mi d'Mueter nit gha, su we-n-i abighyt. Drufhi lit si m'r es Rofli a va glnschligem Tuch wie d'Hosi. Zeh erscht ha-n-i mi rächt gmint u d'Nermieni grediusi gha wie di Turner im Rüegsaufschache. Underinisch sit d'Mueter: E, d'r Schnyder het d'Täschli vergässe z'mache!“ I gshoue u rüefe: „Ni, ni!“ u bed Hend flüge i d'Sed.

Wa-n-i du no di nüwe Schue ha andgha, hets ghie: „So, gang jeh dur d'Schtube uehi u-n-ahi, su ghest mu, wie du chunsch.“ Es mal uehi, es mal ahi, d'Schichlene gschtrekt wie Schtäcleni, daß emel e finer Rumpf gäbi ... „Chani jeh usi?“

Ja ja“, sit d'Mueter, „aber numme-n-uf Bleski, nit uf di drätige Schtraß, süsch muesch de d'r Mitschirod umi alege.“ Nie, lieber ha-n-i gfolget u bi gwüß numme ufe-n-oberschte schtinige Schtägestrict ga schtah, grad a d'r Schtraß and. Wie-n-es holzigs Mandli bin i gschtande u gmint, di ganzi Wält sygi myni. Brediglüt sy grad ver-by ggange, emel viel Frau, aber e ki Gotte Süsi. Nemer het dä Bueb ufem Schtägestrict agshouet, niemer het ne grüest, dä chöschlich Bueb im Halbli, e e emel o, nit es mal d'r Better David, wa all Sunntig z'Bredig ggange isch u Chüe gha het u mier numme dry Giß ...

Was het verlütet gha, sit d'r Att: „So gi m'r d'Hand, mier gah i d'Chumm usi.“ „Wa wil'r us?“ rüeft d'r Dokter vam Pfeschter aha, „was hesh da fur ne nüwe Büebel?“ „Säg im Deppis“, sit m'r d'r Att hübscheli, „aber lut.“ „Dokter, i bi üse Hans!“ Dä lachet d'r Buggel volle u di Dokteri nehim schlacht d'Hend zeme: „So, hets jeh endli Hosi ggee, 's isch afe Sht, e so ne drüjehrige Bueb u no geng im Mitschirod! Chumm uehe.“ Das ha-n-i m'r nit zwümal la säge. I schprunge über di schtinigi Schtäge-n-uf u di Dokteri tuet m'r i-n-e jedere Rodsack zwe Surgraued u gryft no i dä inzig Hofesack u-n-i gumpe umi dur Schtäge-n-ahi, su gschwind i mit dene kurze Schichlene ha chenne, u zum Atte u zige-n-im di Depfle u reke no i Hofesack u gschpüre-n-öppis Runds, ziehs use u zige-n-ims o. „Boß tuffig, es nüws Zwenzgi“, sit'r, „hesh danket?“ Hesh danket? sinne-n-i u gshouene a. Aher merkt's u gih hurtig mit m'r über d'Schtäge-n-uehi. Da chunt grad d'r Dokter zur Tür use, u-n-i brüelene-n-a: „Danthigisch Dokter!“ u wollt umi dur d'Schtäge-n-ahi. „Wart Bueb, du bruchsch mier nüt z'danke, i ha d'r nüt ggee!“ „Aber di Dokteri“, säge-n-i hurtig. Aher lachet u gryft i d's Schile-täschli u git m'r e wyße Baße. E Franke! „Danthigisch Dokter!“ Dä Dokter isch gäge-n-üs geng e guete gsh. „Los“, sit'r zum Atte, „häb Sorg zu dem Bueb, süsch gih'r umi, chumm de morn, i gibe d'r de es Mitteli, das'r Bluet uber-chunt.“ Dermit sy m'r dur d'Schtäge ahi u gäge d'Chumm zue u-n-i ha-n-e Depfel gässe u d's Frenkli u d's Zwenzgi gugget. I säge no hüt: Wie bi-n-i e glüdlige Bueb gsh dä Morge. Aber es isch no schöner cho. D'r Att u d'Mueter sy im Namittag mit andere Lüte zu Bodehans i Grabe-n-usi z' Tanz. Bodehans isch e guete Fründ gsh va myni Att u het im geng Arbit ggee. Scho denzumal würd d'Schprüchwort ha golte: I Hand wäschit di anderi. Aber es isch emel e schöne Tag gsh. I ha vorthär no nie gseh tanze u Trumpeter ghört schpiele. E wie ha-n-i gugget, wa d'r Att u d'Mueter hi tanzet! I gsehs no hüt, wie d's Atte Rodsacke gfloge sy, links u rächts u-n-uf u-n ab, u d'Mueter het geng glachet gäge mi, we si bi üsem Tisch verby gwalzet sy oder ghopleket. Gwüß het si e guete Tag gha, sint emel o: E nüwe Hofesbueb u mit'm Atte tanzel! Underinisch gseh-n-i bi d'r Tanzaaktür Gotte Süsi schtah u mitts im Tanze brüele-n-i so schtarch i ha möge: „Gotte Süsi, gugg, i ha nüw Hosi!“ u schtah uf e Schtuel uehi. Ah, wie hi di Lüt glachet! Wa d'r Tanz isch fertig gsh, isch d'Gotte o zu üs cho ga siße. Si het grüseli Früd gha a dem chlyne Hofesbueb! U het alliwil e-me-ne Lächchue-froueli dütet, u m'r es chlyns chlyns Schlüßli Wn ggee. Da sy no ander Buebe im Tanzaal gsh, größer u schtercher wa-n-i. Im Tanzaalmetteli sy mier Buebe-n-o umme-gschprunge, u bal enandere ghaaret u bal mit de Schuene gschtüpfst u bal enandere am Bode ummetrökt, enandere d'Weggleni gnoh. Za, wie d'Buebe tüe. Aber i bi d'r gringscht gsh ...

Myner nüwe Hosi sy am Abe aber nit meh so schöne gsh, wie am Morge. Item, i ha d'r Mitschirod nie meh bruche-n-azlege.  
Sch.